

Falk Osterloh

**Die Windel  
fällt immer  
auf die  
Butterseite**

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe Oktober 2011  
Knaur Taschenbuch  
© 2011 Falk Osterloh/Knaur Taschenbuch  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Dramaturgische Beratung: Anne Pütz  
Redaktion: Martina Igel  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Gettyimages, JonPaul Douglass  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-50995-1

2 4 5 3 1

**Für Julia, Jan und Finn**



»Manchmal schläft es lang und feste,  
Tief versteckt in seinem Neste.  
Manchmal mit vergnügtem Sinn  
Duselt es so für sich hin.  
Manchmal aber wird es böse,  
Macht ein lautes Wehgetöse  
Und gibt keine Ruhe nicht,  
Bis es was zu lutschen kriegt. –  
Sein Prinzip ist überhaupt:  
Was beliebt ist auch erlaubt;  
Denn der Mensch als Kreatur  
Hat von Rücksicht keine Spur.«

Wilhelm Busch



## 1. DER EISPRUNG

**E**s war im vergangenen Frühjahr, als Cora zu Stephan sagte: »Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt.«

Dabei streichelte sie seine Wange.

»So alt wie Jesus«, sagte Stephan und beobachtete einen braunweiß gefleckten Beagle, der mit Riesensätzen einen dünnen Ast apportierte.

»Jesus ist doch nicht vierunddreißig. Jesus ist tot.«

»Aber er war vierunddreißig, als er gestorben ist.«

»Ja und? Was soll das jetzt bitte heißen?«

»Keine Ahnung«, meinte Stephan. Der Beagle hatte in vollem Lauf den Ast durchgebissen. Nun stand er ratlos vor den beiden Teilen und wusste nicht, welchen er mitnehmen sollte. »Vielleicht solltest du dich eine Weile von Römern fernhalten.«

»Das ist ja mal wieder typisch. Ich will ein ernsthaftes Gespräch führen, und du ziehst alles nur ins Lächerliche.« Cora rückte von Stephan ab. Ihr braunes Haar wurde von der untergehenden Sonne beschienen. Auf ihrer Stirn bildete sich eine Zornesfalte.

»Ich zieh gar nichts ins Lächerliche. Ich hab nur gesagt, dass Jesus vierunddreißig Jahre alt wurde. Was ist denn daran lächerlich?« Der Beagle hatte den linken Teil des Astes aufgenommen, doch er schien nicht so ganz zufrieden mit seiner Entscheidung. Er sprang auf und ab und knurrte den rechten Teil an, während seine Schlappohren flatterten. Er war wirklich niedlich. Sein Frauchen rief so etwas wie »Franziska, komm hierher«. Franziska blickte sich um, es schien, als wolle sie dem Wunsch ihres Frauchens entsprechen. Doch sie konnte sich

nicht von dem zweiten Aststück trennen. Die Zerrissenheit der Kreatur. Schopenhauer auf der Hundewiese.

»Schau mich bitte an, wenn ich mit dir rede«, bellte Cora.

*Ja, aber, Franziska ...*, wollte Stephan sagen, doch er sagte es besser nicht.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte er gereizt. »Seit wann liegst dir so viel am Neuen Testament?«

»Aber es geht doch gar nicht ums Neue Testament. Du hast doch mit Jesus angefangen.«

»Okay, dann beginnen wir noch mal von vorne. Was wolltest du denn sagen?«

Cora beruhigte sich etwas. Sie strich eine Strähne aus ihrem Gesicht, wie sie es immer tat, wenn sie nervös war. Dann atmete sie tief ein. Und wieder aus.

»Also, ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt«, sagte sie.

Wie Jesus, dachte Stephan.

»Ich habe in letzter Zeit viel nachgedacht.« Cora nahm Stephans Hand. Auf ihren langen Fingern lag ein dünner Schweißfilm. Von der Wiese hörte er: »Franziska, nun komm endlich.«

»Wir sind nun seit vier Jahren zusammen. Und es war eine sehr, sehr schöne Zeit für mich.« Eine kurze Pause. Stephan unterdrückte den Impuls, einen Blick auf Franziska zu riskieren.

»Weißt du, Stephan, ich liebe dich sehr. Und, ja, ich bin mir sicher. Du bist der Mann fürs Leben.«

Stephan stutzte. Er sah Cora in die Augen. Grün, wie immer. Und sehr ernsthaft.

Sie will mir einen Heiratsantrag machen, dachte er mit einem Schrecken. Scheiße, wäre das nicht eigentlich meine Aufgabe? Ist es schon so weit gekommen, dass die Frauen auch noch die letzte Männerbastion einnehmen? Den Heiratsantrag. Und das dann auch noch am Feierabend neben einer Hundewiese? Stephan begann zu schwitzen. Was sollte er tun? Jetzt hieß es schnell denken. Wollte er überhaupt heiraten? Und wenn ja,



wollte er Cora heiraten? Er liebte sie, keine Frage. Aber musste man sich deshalb gleich ohne Not verheiraten? War so eine Hochzeit nicht auch furchtbar spießig? Und man hörte so viel von fünfstelligen Kosten. Und ...

»Stephan, hörst du mir zu?«, fragte Cora.

»Ja, klar, natürlich.«

»Und, was sagst du dazu?«

»Ähm.« Aufgebrachtes Gebell von der Hundewiese. Hatte sie jetzt schon gefragt? Oder ging es erst einmal um eine grundsätzliche Übereinstimmung? Und für welchen Teil des Ästchens hatte sich Franziska entschieden?

»Ich liebe dich auch«, flüsterte Stephan und gab Cora einen behutsamen Kuss auf ihre Lippen. Dieser Satz war nie verkehrt. Er versuchte, in ihren Augen zu lesen. Welche Antwort erwartete sie von ihm? Coras Stirn legte sich langsam in Falten. Das Schweigen dehnte sich, erst konstant, dann exponentiell. Er hasste solche Momente. Er musste reagieren.

»Ja, ich will«, hörte er sich sagen. Sein Herz schlug schneller. Hatte er jetzt tatsächlich einem Heiratsantrag zugestimmt? Cora sah ihn fragend an.

»Was willst du?«

»Ähm.« Das war es wohl nicht gewesen. Puh. Eigentlich war er auch gar nicht der Typ fürs Heiraten. Einige Freunde hatten jetzt geheiratet, komplett mit Kirche und Braut in Weiß. Irgendwie kam ihm das immer furchtbar pathetisch vor. Wahrscheinlich würde er vor dem Altar nicht in Tränen, sondern in Gelächter ausbrechen. Und Cora würde ihm ins Gesicht schlagen. Wie in *Vier Hochzeiten und ein ...*

»Stephan«, sagte Cora. »Was ist denn nur mit dir los? Mir ist das wirklich ernst.«

Sie sah ziemlich zerknirscht aus. Wie an dem Tag nach ihrem ersten Date. Als er sie zufällig bei *Nordsee* an der Kasse getroffen hatte, mit einem anderen Mann. Er fühlte noch genau, wie

sehr er damals in sie verliebt gewesen war. Und er war es auch heute noch.

»Mir ist es auch ernst, Süße. Du weißt, wie sehr ich damals in dich verliebt war. Und ich bin es auch heute noch.« Stephan überlegte einen Moment. »Du hast jeden Tag in den letzten vier Jahren zu einem glücklichen Tag für mich gemacht. Du bist nicht nur die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe, sondern auch mutig, witzig und sehr klug. Und wenn mir eine Fee 365 Wünsche im Jahr schenken würde, würde ich mir jeden Tag dasselbe wünschen: den Rest meines Lebens mit dir zu verbringen.« Stephan sah Cora erwartungsvoll an. Da wird wohl das Richtige dabei gewesen sein. Cora legte den Kopf zur Seite, ihre Gesichtszüge entspannten sich. Langsam strich sie über Stephans Wange, über seine Bartstoppeln. Und dann sagte sie es, und ihre Stimme klang weich wie eine Pfirsichhaut:

»Ich möchte ein Kind von dir.«

In dieser Frühlingsnacht lag Stephan noch lange wach. Neben ihm atmete Cora schwer und gleichmäßig. Durch das offene Fenster blies der kalte Nachtwind die Gardinen in das Zimmer hinein, und sie schwirrten planlos über seinen starr geöffneten Augen. Planlos. Er fühlte sich wie die Gardinen. Den ganzen Abend hatte er irgendwie neben sich gestanden. Auf sein Chop Suey hatte er Zimt statt Curry gestreut. Und es erst gemerkt, als Coras Würgeräusche ihn aus seinen Gedanken gerissen hatten, dieselben Würgeräusche, die er machte, wenn sie *Kochen mit Jamie* guckte. Im Fernsehen hatte er sich die kompletten 45 Minuten *So klingt's bei uns im Erzgebirg* angesehen. Und auch das erst an Coras Würgeräuschen gemerkt. Auch beim Sex war er nicht so recht bei der Sache gewesen. Konnte er Cora noch glauben, dass sie die Pille nicht schon abgesetzt hatte? Wie oft hörte man davon, dass Frauen trotz gegenteiliger Absprachen nicht mehr verhüteten, um einen Mann an sich zu

binden. Die Talkshows waren voll von so etwas gewesen. Und heute die Gerichtsshows.

Und nun lagen sie nebeneinander. Eine Frau und ein Mann. Ein Mann und eine Frau. Zum ersten Mal spürte er die Last seiner evolutionären Pflichten, spürte, wie sie ihn langsam in die Kalthschaummatratze hineindrückte.

Es war ja nun nicht so, dass sie nicht schon früher einmal über Kinder gesprochen hatten, aber doch immer nur im Konjunktiv. So ein Konjunktiv ist sehr beruhigend, man kann sich an einer Idee erfreuen, ohne deren unschöne Auswirkungen auf den eigenen Alltag in Kauf nehmen zu müssen. Der Konjunktiv ist mitfühlend und nachsichtig. Der Indikativ dagegen ist hart und schmucklos. Wie der hölzerne Türrahmen, an dem man sich die nackten Zehen stößt auf dem nächtlichen Weg zur Toilette. Und außerdem: Wörter, die mit I beginnen, bringen stets Unglück. Indiskretion. Inhaftierung. Inkompetenz. Inkontinenz. Intercity. Inzucht. Ischias. Intimschmuck. Und Itzehoe. Außerdem ist I der doofste Vokal, noch vor U.

Grundsätzlich hatte Stephan sich ja immer Kinder gewünscht. Vor einigen Wochen hatte er ein befreundetes Paar besucht, die gerade Eltern geworden waren. In einer Gesprächspause hatten sie ihn gefragt, wie es denn bei ihm sei, so mit Kindern und so. Und er hatte ohne zu zögern gesagt: »Äh, ja, ähm, wir wollen auch mal welche.« Und nach einer weiteren Pause: »Schon.«

Aber wenn Cora ihn das fragte, hatte es irgendwie eine ganz andere Bedeutung. War er schon so weit, um Vater zu werden? Vater klang furchtbar nach altem Mann. Sein Vater war zum Beispiel 62. Das war sehr alt. Und man hörte viel von Verantwortung, Einschränkung, Aufopferung. Dass das Leben nie wieder dasselbe sein würde wie zuvor. Er war eigentlich ganz zufrieden mit seinem Leben. Ausschlafen bis neun, abends in die Kneipe, in ein Konzert, spontan an die Ostsee. Der Wind trieb die Gardinen zu immer planloseren Kapriolen. Stephan

drehte sich auf die andere Seite, stopfte das Kissen zwischen Hand und Ohr. Musste es denn immer so sein, dass man als Eltern das alte Leben aufgab? Konnte man die Kinder nicht einfach integrieren?

Der Wind rauschte in Stephans Ohren.

Ein Baby, dachte er. Ein Baby.

Stephan versuchte, sich vorzustellen, wie neben ihrem Bett eine kleine Wiege stand. Auf dem dünnen Stoff springen mausgraue Elefanten über eine rosafarbene Wiese. Alle Elefanten sehen aus wie Benjamin Blümchen. Und in der Wiege, unter einer angeschwollenen Decke, liegt ein Mensch. Zu sehen ist nur sein kleiner Kopf, bedeckt mit ein paar spärlichen Härchen. Die Augen sind fest geschlossen, aus der Stupsnase fließt vorsichtig der erste Atem. Alles ist friedlich. Doch dann, mit einem Mal, öffnen sich die schmalen Lippen, und ein Gebrüll setzt ein, schlimmer als ein Flugzeug beim Start, schlimmer als die Ostkurve im Weserstadion, vergleichbar nur den Posaunen von Jericho. Oder zumindest der Trompete aus dem Zimmer von Stephans großer Schwester, wenn sie damals für die Philharmoniker übte. Jeden Nachmittag.

Das engelsgleiche Gesicht ist zu einer grauenerregenden Fratze verzerrt, der zahnlose Mund aufgerissen wie das Tor zur Hölle. Das ganze Baby ist nur noch Mund und Brustkorb. Und Verdauungstrakt natürlich. Denn als Stephan nach einem anstrengenden Arbeitstag durch seine Wohnung gehen will, nur um eben seine wohlverdiente Fünf-Minuten-Terrine aufzusetzen, liegt die gesamte Wohnung voll mit Windeln. Einige haben sich geöffnet, eine braune Masse fließt aus ihnen heraus, hinein in den weißen Veloursteppich, unter die Schränke und Kommoden. Und Stephan versucht auszuweichen, doch die Windeln sind überall, sekundlich werden es mehr. Er muss ihnen entkommen, erkämpft sich den Weg zu seinem Arbeitszimmer. Schon droht er zu ersticken, als er mit letzter Kraft die Tür er-

reicht. Doch was ist hier geschehen? Sein Schreibtisch, seine Couch, seine Filmsammlung – verschwunden. Stattdessen pinkfarbene Wände, ein Laufgitter mit Mobile, ein Wickeltisch mit Gummiauflage. Ein Kinderbettchen mit Höhenregulierung. Und dort, an der Wand, wo sonst sein altes Dartbrett hing, das pink gerahmte Familienbild. Cora mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, in ihren Armen das gebenedeite Kind. Und daneben nicht sein Gesicht, sondern, den Rüssel freundlich zu einem Lächeln erhoben: Benjamin Blümchen.

»Gestern hatte ich den schlimmsten Alptraum seit, äh«, Stephan überlegte, während er die neuen Bücher auf dem Tisch stapelte, »seit meinem Alptraum mit dem Werwolf.« Hergen schloss die Tür zum Büro und stellte seine Ledertasche vor das Regal mit den Reclam-Heftchen.

»Alptraum mit dem Werwolf?«

»Ja, in dem Traum bin ich der Werwolf. Ich sitze bei *Wer wird Millionär?* ...«

»Als Werwolf?«

»Ja. Ich weiß auch nicht, wie ich durch das Auswahlverfahren gekommen bin. Vielleicht haben die sich gedacht, ein Werwolf in der Show wäre mal was anderes.« Stephan öffnete die nächste Bücherkiste und verteilte den neuen Nesbø zwischen Mankell und Hammesfahr. »Na jedenfalls, ich sitz da bei *Wer wird Millionär?*, bin bei der Millionenfrage, doch Günther Jauch gibt mir einen falschen Tipp, und mit einem süffisanten Lächeln erklärt er mir, dass ich jetzt mit fünfhundert Euro nach Hause gehen soll. Da werde ich so wütend, dass ich ihn vor laufender Kamera auf-fresse. Und alles close-up, verstehste, die Gedärme fliegen.«

»Und dann?«, fragte Hergen.

»Dann bin ich aufgewacht. Und danach konnte ich mir über ein Jahr nicht mehr *Wer wird Millionär?* angucken.«

»Aha. Und warum erzählst du mir das alles?«

- »Du hast mich doch gefragt.«
- »Nein. Ich meine, warum fängst du heute damit an?«
- »Alter, es geht doch gar nicht um den Werwolfalptraum, sondern um den, den ich gestern hatte.«
- »Ach so. Und was hast du da geträumt? Warst du als Vampir bei Pilawa?«
- »Nee.« Stephan hatte alle Neuerscheinungen verteilt. Feierabend. Er sah in Hergens gelangweiltes Gesicht. »Ich hab geträumt von Babys, von Windeln und von Benjamin Blümchen.«
- »Dem Elefanten?«
- »Ja, eine lange Geschichte.« Stephan folgte Hergen zur Ladentür. »Gehen wir noch ein Bier trinken?«

Die Dämmerung zog von Osten über die Stadt, weiße Hochhäuser ergrauten im Zwielflicht. Einzelne Sterne waren am Himmel zu erkennen und eine blasse Mondsichel. Unter ihnen schoben sich die Menschen wie Playmobilfiguren durch die Straßen, hupten bunte Autos und gaben Gas, bahnten sich unverschämte Radfahrer ihren Weg durch schimpfende Statisten. Doch hier oben blieb von der Unruhe nichts als ein flüchtiges Gefühl des Mitleids. Die alte Dachterrasse mit den weißen Plastikstühlen und dem wuchernden Wein erreichte man über den Speicher des Altbaus. Sie hatten Jürgen, der vor Jahren nach Hamburg gezogen war, den gesetzeswidrig geschmiedeten Drittschlüssel für die Terrassentür abgeschwatz, und immer wenn sie Lust auf ein Feierabendbier hatten, kamen sie an diesen verwunschenen Ort.

»Ich versteh noch nicht ganz, wo jetzt die gruselige Stelle ist bei deinem Alptraum«, meinte Hergen und öffnete erst sein, dann Stephans *Schultheiss* mit seinem Feuerzeug. Stephan blickte in die Weite.

»Ich werde Vater«, sagte er bedeutungsvoll und nahm einen langen Schluck.

»Wie bitte?« Hergen klopfte so fest auf die Schachtel, dass beinahe alle Zigaretten herausgefallen wären und sich in freiem Fall über die Stadt verteilt hätten.

»Na ja, der Geburtstermin steht jetzt noch nicht fest. Aber Cora hat mich gestern gefragt, ob ich ein Kind mit ihr will.« Stephan nahm eine Zigarette.

»Wie alt ist Cora denn?«

»Vierunddreißig.«

»Hm. Ist doch ein gutes Alter, um Kinder zu kriegen.«

»Findest du? Die Mutter von Sarah Connor hat noch mit fünfzig Kinder gekriegt.«

»Die Mutter von Sarah Connor kommt auch aus Delmenhorst. Du willst doch wohl mit Kindern nicht warten, bis du fünfzig bist. Dann bist du fünfundsechzig, wenn deine Kinder mit dir Fußball spielen wollen.«

»Der Kaiser ist auch fünfundsechzig«, meinte Stephan. »Und der spielt mit seinen Kindern auch noch Fußball.«

»Der ist aber auch der Kaiser.«

Stephan nahm sich eine Zigarette. »Das Problem ist: Ich weiß nicht genau, was ich will.« Der Wind wehte kühl über das Dach und verteilte den Rauch in der Abendluft. »Wenn ich mir als Kind so mein Leben vorgestellt habe, dann wollte ich immer eine Familie. Ich hab mir vorgestellt, wir wohnen in einem schönen Haus auf dem Land, wir haben einen Hund und einen Kombi.«

»Hast du als Kind viel *Die Waltons* gesehen?«, fragte Hergen.

»Nee, ich hab mir das echt so vorgestellt. Und es hat sich nicht schlecht angefühlt. Ich finde, es fühlt sich auch heute nicht schlecht an, selbst wenn es spießig klingt. Wir hätten einen kleinen Garten hinterm Haus, da könnte Cora Obst anpflanzen. Ich könnte schön auf einem Liegestuhl liegen, ein Buch lesen, und die Kinder laufen um mich herum.«

»Also, so wie ich Cora kennengelernt hab, ist sie nicht so der Typ Obstbauer.«

»Na ja, niemand ist perfekt«, murmelte Stephan und betrachtete die Playmobilfiguren auf den Bürgersteigen. Ob die alle Kinder hatten?

»Ihr wohnt aber nun mal nicht auf dem Land, sondern in Prenzlauer Berg oder Prenzlberg«, Hergen formte Anführungsstriche in der Luft. »Dem einzigen Ort auf der Welt, wo die Hunde ihre Scheiße selbst in Plastiktüten entsorgen.«

»Mhm.«

»Dem coolsten Ort zwischen Meppen und Eisenhüttenstadt.«

»Alter, was hast du eigentlich immer auf Prenzlauer Berg zu schimpfen?«

»Nichts, ich sach ja nur, es ist halt der coolste Ort seit der Erfindung des Latte Macchiato mit Zimtgeschmack.«

»Jaja, is klar.«

»Na jedenfalls, ihr wohnt nun mal nicht auf dem Land. Kein Liegestuhl, kein Obstgarten. Ihr wohnt in Prenzlauer Berg, dem coolsten ...«

»Was willst du mir denn nun mitteilen?«, fragte Stephan genervt.

»Dass ihr eure Kinder ziemlich wahrscheinlich in der Stadt großziehen werdet. Es sei denn, du willst dein großartig laufendes Buchgeschäft aufgeben.«

Stephan holte tief Luft und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Immer mehr Sterne erschienen am Himmel wie Glühwürmchen, hundert Billionen Tonnen schwere Glühwürmchen.

»Das ist es ja eben. Ich bin zufrieden mit meinem Leben. Warum sollte ich es jetzt plötzlich ändern und ins kalte Wasser springen? Selbst wenn ich immer Kinder gewollt habe, kann mir ja keiner sagen, ob es mir wirklich Spaß macht, nachts um vier Windeln zu wechseln und mich mit Bananenbrei beschmieren zu lassen. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob das Kind gesund wird, ob ich mit Cora zusammenbleibe und all solche Sachen. Andererseits: Wer weiß, ob ich in zehn Jahren immer noch glücklich bin, so



wie ich mein Leben heute führe. Und hat nicht Attila mal gesagt: Man muss alles ändern, damit alles beim Alten bleiben kann?«

»Attila? Der Hunnenkönig?«

»Ja, kann auch jemand anders gewesen sein.« Stephan nahm den letzten Schluck aus seiner Flasche. Sie schwiegen für eine Weile. »Warum hast *du* keine Kinder?«, fragte er dann.

»Ich hab einen Hund«, meinte Hergen.

»Du weißt schon, dass es da einen Unterschied gibt? Das fängt schon bei den Ohren an.«

»Ich weiß auch nicht. Ich hatte bislang noch nicht das dringende Bedürfnis. Und ich hab keine Freundin, wie du weißt.«

»Aber wenn du eine Freundin hättest und die dich freundlich fragen würde ...«

»Ich hab ja keine Freundin, damit ich mir solche Fragen nicht anhören muss.«

»Aha«, meinte Stephan. »Du willst also nicht.«

»Ich sag ja, ich hab einen Hund.«

Wieder Schweigen. Stephan zündete sich noch eine Zigarette an. Mit den Fingern betastete er die Weinblätter, die sich über die Terrasse wanden. Er liebte diesen Ort. Man hatte alles im Blick, das gute Gefühl, mittendrin zu sein und doch niemandem verpflichtet. Gleichzeitig den Sternen nah und dem Asphalt. Wenn er ein Kind hätte, würde er dann noch hier sitzen können mit Hergen, mit einem schönen Bier? Könnte er das Kind nicht mit hier heraufbringen, und sie würden zusammen den Sonnenuntergang genießen, er mit dem Bier, das Kind mit seiner Milch?

»Und?«, fragte Hergen. »Was wirst du Cora sagen?«

»Ich hab schon ja gesagt.«

»Wie bitte?«

»Ja, man kann doch bei so einer Frage nicht mit Nein kommen. Das wäre dasselbe, als wenn man einen Heiratsantrag ablehnt. Das macht man doch auch nicht.«

»Aber du bist dir doch noch gar nicht sicher«, warf Hergen ein und zündete sich die nächste Zigarette an. Stephan ärgerte sich, dass sie nur ein Bier für jeden mitgebracht hatten. Er hätte jetzt noch eins gebrauchen können.

»Trotzdem. Wenn ich jetzt nein gesagt hätte oder dass ich noch Bedenkzeit brauche, hätte das mit Sicherheit zu einer Grundsatzdiskussion geführt. ›Bist du nicht mehr glücklich in der Beziehung, ›Wir müssen uns jetzt überlegen, wohin wir beide noch wollen‹ und mit einem vorwurfsvollen Unterton ›Stephan, wir müssen auch mal über solche Dinge reden. Man muss sein Leben auch mal planen‹. Ich hatte gerade Feierabend, ich war entspannt. Ich hatte einfach keine Lust auf eine solche Diskussion.«

»Das heißt, du wirst jetzt Vater, weil du keine Lust hattest auf eine Diskussion nach Feierabend?«

»Ach, du verstehst das nicht. Du mit deinem Hund.«

»Vielleicht solltest du dir auch besser einen Hund zulegen.«

Auch Stephan nahm noch eine Zigarette, blickte in die Ferne.

»Außerdem bin ich mir sicher. Ich wollte immer Kinder haben. Und ich will auch mit Cora zusammenbleiben. Wenn ich jetzt nein sagen würde, dann nur, weil ich Angst hab, mein gemütliches Leben aufzugeben.«

»Du musst dir jetzt einfach überlegen, Alter, was du mit deinem Leben anfangen willst. Willst du deinen gemütlichen Lebensabend jetzt mit Anfang dreißig so langsam einläuten? Oder willst du noch was erleben?« Hergen schnippte seine Zigarette über die Brüstung, feine Funken verteilten sich vor dem Nachthimmel.

»Komisch, dass du das sagst«, murmelte Stephan. »Sonst heißt es doch immer, wenn man eine Familie gründet, dann erlebt man nichts mehr, man kommt nicht mehr raus, und jeden Abend hängt man vorm Fernseher, wenn das Kind schläft.« Pause. Stephan knetete sein Kinn. »Aber vielleicht hast du recht. Vielleicht ist es genau umgekehrt.«

»Was wir jetzt immer so machen, ist doch irgendwie immer noch dasselbe wie mit zwanzig. Saufen, abhängen, ein bisschen Kultur, ein bisschen Sport. Am Wochenende mal aufs Land. Geringer Aufwand, geringe Ausbeute.«

»Meinst du das ernst? Ich dachte immer, das wäre genau dein Leben.«

»Ich will ja die Kinder auch nicht kriegen. Aber ich glaub schon, für dich wär das 'ne gute Sache.«

»Meinste?« Stephan sah hinüber zu Hergen. Der lag lang in seinem Liegestuhl, den Kopf im Nacken, und blies faserige Rauchschwaden hinauf zu den Sternen. »Und wie machen wir das mit dem Laden? Ich würde doch einige Zeit ausfallen.«

»Das wär doch endlich mal eine gute Gelegenheit, eine hübsche junge Praktikantin einzustellen. Schließlich leben wir im Zeitalter der Praktikantenausbeutung und haben noch kein bisschen dazu beigetragen.«

Stephan schnippte auch seine Zigarette in die Tiefe. Ein Baby, dachte er und spürte eine warme Nervosität in sich wie an dem Abend, als er zum ersten Mal geknutsch hat. Damals auf Enno Harmsens Scheunenfete. Mit Edda Harms. Die hatten einen Garten hinterm Haus. Und einen Liegestuhl. Und fünf Kinder, drei Pferde, zehn Schweine und eine Gans.

»Übrigens. Du hast recht. Ich hab *Die Waltons* geguckt«, sagte Stephan.

»Hab ich mir gedacht.«

»Aber auch Colt Seavers. Und der hatte keine Kinder.«

»Nee, der hatte Howie.«

Am Donnerstag war nicht viel los gewesen im Laden, und Stephan hatte sich den Nachmittag freigenommen. Hergen hatte nichts dagegen gehabt, weil er meinte, Stephans Arbeit könne ebenso gut Hergens Dalmatiner Almut übernehmen, der an diesem Tag wieder zwischen Neuerscheinungen und Klassi-

kern lag und gelangweilt die Buchrücken studierte. Es war ein heller Frühlingstag, Stephan spazierte durch die Straßen, und auch heute fiel ihm wieder auf, wie viele Kinder in der Stadt unterwegs waren. Seit dem Gespräch mit Cora sah Stephan überall Kinder. Sie liefen auf den Bürgersteigen, fuhren wie die Irren auf diesen seltsamen, pedalenlosen Holzrädern flanierende Passanten über den Haufen, wurden in schicken Kinderwagen herumchauffiert und starrten in den Frühlingshimmel. Wo kamen diese Kinder nur plötzlich alle her? Vielleicht verbrachten sie den Winter ja traditionell in den Häusern und wurden erst im Frühling wieder auf die Straße gelassen? Vielleicht machten sie ja auch einen Winterschlaf, fraßen sich im Herbst mit Muttermilch und *Bifi* Winterspeck an und zogen sich dann für fünf Monate in ihr Kinderzimmer zurück? Das klang ganz plausibel, was wusste man schon von diesen kleinen, bunten Leuten?

Stephan begann zu schwitzen. Ihm fiel auf, dass er tatsächlich noch nie so wirklich auf Kinder geachtet hatte. Seine Cousinen hatten alle Kinder, aber die wohnten 400 Kilometer entfernt, und wenn sich mal die Familie traf an Weihnachten oder zu runden Geburtstagen, saßen die Kinder alle am sogenannten Kindertisch. Und der stand meistens in der Küche.

Seit vier Tagen war Stephans Leben nicht mehr dasselbe. Früher war er aufgestanden und hatte dabei an sein Frühstück gedacht. Beim Frühstück hatte er ferngesehen und dabei an gar nichts gedacht. Bei der Arbeit hatte er an Bücher gedacht und an das Spiel am Abend oder an eine mögliche Wochenendgestaltung. Und am Abend hatte er Bier getrunken und den Moment genossen. Jetzt stand er auf und dachte dabei an Kinder. Beim Frühstück sah er fern und dachte dabei an Kinder. Bei der Arbeit dachte er an Kinderbücher. Am Abend trank er ein Bier und dachte an Kinder. Und versuchte, jedes Gespräch mit Cora zu vermeiden. So konnte das nicht weitergehen. Er

hatte ihr gesagt, traditionell eher im Affekt als nach gründlicher Überlegung, dass er mit ihr ein Kind haben wolle. Ein richtiges Kind. Mit zwei Armen, zwei Beinen, Mund, Nase, Ohren.

Wie kam sie nur darauf, plötzlich ein Kind haben zu wollen? Biologische Uhr? Mutterinstinkte? Wer weiß, was die Natur den Frauen an Schläfergefühlen eingepflanzt hat, die jahrzehntelang ruhen, bis sie mit Mitte dreißig plötzlich aufbrechen? Die Natur hat da eine Menge perfider Tricks auf Lager, um ihren Willen durchzusetzen. Lange lässt sie einen in Ruhe durchs Leben gondeln, aber irgendwann kriegt sie dich am Sack und fordert ihren Tribut.

Stephan spürte überdeutlich, dass er einen Scheideweg in seinem Leben erreicht hatte. Es war ein gutes Leben gewesen bis jetzt. Keine schlimmen Krankheiten, keine unerwarteten Todesfälle, keine imperialistischen Tätigkeiten benachbarter Staaten, keine Putschversuche kokainsüchtiger Militärs. Er fühlte sich wohl in seiner Haut, in Berlin, mit Cora. Die Arbeit machte Spaß, das Geld reichte ohne Probleme, er hatte Freunde und Hobbys für eine sinnvolle Freizeitgestaltung. Er hatte dieses Leben nie hinterfragt, warum auch, wahrscheinlich hätte er es weiter so geführt, bis infolge gestiegener Mieten in Friedrichshain *Starbucks* ihren Buchladen verdrängt hätte. Oder einer dieser Berliner Autofahrer, die erst abbiegen und dann schauen, ihn vom Rad geholt hätte. Kurz: bis eine äußere Krafteinwirkung ihm keine andere Wahl gelassen hätte. Und genau das war nun geschehen. Er war nachdrücklich zu einer Änderung seines Kurses aufgefordert worden. Er musste sich entscheiden.

Wie würde Cora reagieren, wenn er ihr eröffnete, er habe sich getäuscht und tatsächlich wolle er doch kein Kind? Keine zwei Arme, keine zwei Beine. Kein Mund, keine Nase, keine Ohren. Sie würde ihre Stirn in Falten legen. Dann würde sie ihn, noch ganz ruhig, fragen, warum er ihr vor vier Tagen etwas anderes erzählt hatte. Dann würde sie sich einen Tee machen. Oder

wahlweise einen Whisky, je nach Tagesform. Sie würde ihm mit einem tiefen Blick in die Augen erklären, dass sie das sehr schade fände. Sehr, sehr schade. Er hatte schon von vielen Paaren gehört, die auseinandergegangen waren, weil der Mann, seltener auch die Frau, kein Kind haben wollte. Und dann beendete die Frau, seltener auch der Mann, die Beziehung, um sich ein Jahr später schwängern zu lassen von einem fünfzigjährigen Unternehmer mit lichtem Haar und gebräunter Haut, der schon zwei erwachsene Kinder hat und nun mehr Lust auf einen zweiten Frühling mit einer jungen Frau als auf gepflegtes Älterwerden mit einer alten. In jedem Fall wollte Stephan vermeiden, dass er Cora eines Tages auf der Straße traf und sie ihm freudestrahlend eröffnete, sie sei jetzt schwanger von Achim, der mit seiner Altmetallfirma viel Geld verdient hat und gerade seiner Tochter aus erster Ehe beim Umzug hilft. Er ist nämlich so großzügig und liebevoll. Doch Stephan wollte nicht nur vermeiden, solche Sätze irgendwann hören zu müssen. Er wollte auch Cora auf keinen Fall verlieren. Aber wollte er stattdessen ein Baby gewinnen? Egal, wie er sich entschied, die Wahrheit war: Es gab kein Zurück mehr in die Zeit vor der Babyfrage.

Cora arbeitete in einem modernen Bürogebäude mit verglaster Außenwand. Ihr Büro befand sich im fünften Stock, gleich neben dem ihres Chefs. Stephan holte Cora nicht besonders häufig von der Arbeit ab, auch weil er keine Lust auf Smalltalk mit ihren Kollegen hatte. Doch heute schien ihm ein guter Tag zu sein, sie mal zu überraschen. Er hatte sogar eine Rose gekauft. Mit leicht mulmigem Gefühl betrat er das Haus, den Fahrstuhl, und es ging aufwärts. Die Fahrstuhltür öffnete sich mit dezentem Surren und gab den Blick frei auf hellgrünen Teppich vor dunkelgrüner Tapete. Dazu hingen an den Wänden moosgrüne Bilder. Es sah aus, als hätte ein Laubfrosch das Foyer eingerichtet.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Kaum hatte Stephan den Fahrstuhl verlassen, kam die alternde Sekretärin mit einem solchen Tempo aus ihrem Kabuff geschossen, dass man Angst haben musste, sie würde in jedem Moment umknicken. Und das in ihrem Alter. Da wachsen die Bänder doch viel schlechter wieder an. Dann stand sie vor ihm, alles noch mal gutgegangen.

»Kann ...«, sie machte eine dramatische Pause und sah ihm direkt in die Augen, »ich Ihnen helfen?«

»Ja.« Er erwiderte ihren Blick. »Ich möchte zu Frau Seeberg. Ich, äh, ich habe einen Termin.«

»Um diese Zeit?«, schimpfte die Sekretärin. »Es ist jetzt 17:42 Uhr!«

»Stimmt. Und?«

»Um 17:42 Uhr hat man keine Termine.« Sie verengte ihre Augen wie ein Mungo vor der Attacke. Wer hatte dieser Frau bloß einen Job als Sekretärin gegeben? Brauchte man da nicht eher jemanden, der einen freundlich anlächelte und sagte: ›Nehmen Sie doch schon einmal Platz. Ich hole Ihnen ein Getränk, während Sie warten. Und ein Stückchen Kuchen.«

»Was gefällt Ihnen denn nicht an 17:42 Uhr?«, fragte Stephan. »Ist es Ihnen zu früh? Oder zu spät? Vielleicht nicht ungerade genug?«

Ihr knitteriger Teint bekam eine zartrosa Nuance.

»Also, ich kann nur wiederholen: Kein Mensch hat einen Termin um 17:42 Uhr. Das war so. Das ist so. Und das wird auch immer so bleiben.« Bei jedem Satz nickte sie entschlossen mit dem Kopf. Langsam wurde Stephan ungeduldig. Er überlegte, ob er sie mit einer trockenen Bemerkung aus dem Weg schieben sollte, vielleicht etwas über ihre Augen wie: ›Wissen Sie, wie Sie aussehen mit Ihren verengten Augen? Wie ein Mungo. Jaha. Sie haben richtig gehört.«

»Stephan«, rief Cora quer durch den Eingangsbereich. Sie stand

an der Bürotür ihres Chefs. Typisch. »Was machst du denn hier?« Ihre Stimme klang ein wenig unwirsch.

»Ich hole dich von der Arbeit ab«, rief er zurück. Durch Glas-scheiben sah er, wie sich die Köpfe der Kollegen zu ihnen um-wandten. Mit schnellen Schritten kam sie auf ihn zu.

»Nun schrei doch nicht so laut«, presste sie mit gedämpfter Stimme heraus. »Du brauchst ja hier nicht aufzutreten wie John Wayne.«

»Du hast doch damit angefangen.«

»Was *machst* du denn hier?«

»Frau Seeberg, hat dieser Mann tatsächlich einen Termin bei Ihnen?«, mischte sich die Sekretärin ein. »Um 17:42 Uhr?«

»Ich hole dich von der Arbeit ab«, erklärte Stephan, nun selbst unwirsch. »Das macht man hin und wieder so in einer Bezie-hung. Normalerweise ist das ein Grund zur Freude.« Er hielt ihr die Rose hin.

»Was soll das denn jetzt? Stephan, ich bin mitten bei der Ar-beit. Können wir das nicht später erledigen?«

»Erledigen? Du meinst: die Sache mit der Rose *erledigen*?« Stephans Stimme wurde lauter. »Vielleicht sollte ich dir mal erklären, wie das so abläuft mit Geschenken. Das hier«, und er schüttelte die Rose in seiner Hand, bis einige Blätter abfielen, »ist kein Stapel Akten, den du vor Feierabend noch eben *er-ledigen* musst. Vorzugsweise im Büro deines Chefs, wie ich sehe. Das hier ist eine Rose, ein Symbol, ein wohlriechendes Symbol, das man dem Menschen schenkt, den man liebt, um ihm zu zeigen, wie viel er einem bedeutet.« Noch immer rüt-telte er an der Rose. »Das kann man nicht einfach so *erle-digen*.«

Cora wurde still. Ihre Gesichtszüge entspannten sich. Die Zeit nutzte die Sekretärin:

»Frau Seeberg. Ich muss doch darauf bestehen. Hatten Sie um 17:42 Uhr einen Termin? Mit *diesem* Herrn?« Sie deutete auf



Stephan. Die Blicke der Kollegen waren noch immer auf sie gerichtet. Auch Coras Chef erschien jetzt in seiner Bürotür. Cora sah Stephan in die Augen. Sie nahm die zerrupfte Rose aus seiner Hand. Beinahe hätte sie gelächelt. Von hinten rief ihr Chef: »Cora, kommst du bitte.« Dann verschwand er wieder. »Du hast recht«, sagte Cora. »Ich muss hier nur noch eben etwas zu Ende machen. Warum wartest du nicht so lange bei Frau Sperber im Büro.« Stephan und die Sekretärin sahen sich an. »Sie macht dir bestimmt gerne einen Kaffee.«

Cora und Stephan liefen nebeneinander durch die Straßen. Es war ein warmer Abend. Die Leute saßen wieder vor den Cafés auf Korbstühlen. Nicht mehr lange, und die Sonne würde mit unbescheidenem Farbenwerk hinter den Hochhäusern im Westen versinken.

»Es tut mir leid«, sagte Cora. »Echt. Du kommst extra vorbei, bringst mir Blumen mit, und ich schnauz dich an.« Stephan schwieg. »Es war nur gerade irgendwie ein ungünstiger Moment. Wir waren mitten bei der Arbeit und mussten noch ein Konzept fertigmachen. Ich war müde, wollte nach Hause ...« Sie überquerten eine Straße. Ein alter Mann auf einem Fahrrad fuhr schwankend an ihnen vorbei.

»Nun sag doch was.«

»Ich hab immer das Gefühl«, murmelte Stephan, »als ob du nicht willst, dass deine Kollegen mich sehen, als ob es dir peinlich ist, wenn ich dich mal von der Arbeit abhole.«

»Das stimmt doch gar nicht«, sagte Cora eilig und ergriff Stephans Hand. Es fühlte sich schön an. »Ich finde es sehr süß, dass du mich heute abgeholt hast. Und das mit der Rose auch.« Cora hielt die Blume in ihrer linken Hand. Einige Blätter waren noch drangeblieben. »Vielleicht solltest du aber in Zukunft darauf verzichten, die Sekretärin zu beleidigen.«

Cora und Stephan spazierten den Prenzlauer Berg hinauf. Es

war eine schöne Strecke. Kopfsteinpflaster, Gehwegschäden und kleine Geschäfte, die verkauften, was kein Mensch wirklich brauchte.

Stephan war nervös. Eigentlich hatte er Cora abgeholt, um ein Grundsatzgespräch über ihre Zukunft zu führen. Normalerweise fiel der Beginn eines solchen Gespräches in ihren Zuständigkeitsbereich. Er musste dann nur noch reagieren. Aber *selbst* ein solches Gespräch zu beginnen, verlangte Mut und Disziplin.

»Cora«, sagte Stephan, und er versuchte, seine Stimme so sanft klingen zu lassen wie Hamsterfell. »Ich hab in den letzten Tagen viel nachgedacht.«

»Das hab ich gemerkt.«

Stephan suchte in seinem Kopf nach den passenden Worten, suchte und suchte.

»Und?«, fragte Cora nach einer Weile.

»Also«, begann Stephan. »Ähm, es ist so: Ich hab mich noch nie so wirklich als Vater gesehen. Und dich auch noch nie als Mutter. Ich hab mir versucht vorzustellen, wie unser Leben dann so wäre, wenn wir tatsächlich ein Kind hätten.«

»Und? Konntest du es dir vorstellen?«, fragte Cora vorsichtig.

»Nein.« Stephan machte eine Pause. »Nein. Ehrlich gesagt, ich hab überhaupt keine Ahnung, wie so ein Leben aussehen würde. Man sieht ja manchmal, wie das ist, bei Freunden oder im Fernsehen. Aber man sieht das dann ja immer nur für ein paar Stunden, bis der Besuch wieder weg ist. Oder jeden Mittwoch von Viertel nach neun bis Viertel nach zehn. Das wäre dann ja in der Realität schon anders.«

»Ja, Stephan. Das wäre wahrscheinlich so.«

»Aber dass ich es mir nicht vorstellen kann, heißt ja nicht, dass es mir nicht trotzdem gefallen könnte. Also, auf jeden Fall: Ich hab mir mal ein paar Dinge aufgeschrieben.« Stephan zog einen Zettel aus der Tasche.

»Ich hab mir schon gedacht, dass du eine Pro-und-Kontra-Liste machen würdest.«

»Das ist keine Pro-und-Kontra-Liste«, protestierte Stephan.

»Ich hab mir nur überlegt, was dafür spricht, dass wir ein Baby bekommen, und was dagegen. Das ist doch wohl das mindeste, was man tun sollte. Oder wie, meinst du, läuft das sonst? Ein Paar sitzt abends zu Hause, und sie sagt: ›Ach, Schatz. Heute ist nichts im Fernsehen. Lass uns doch ein Baby machen‹.«

»Ist ja nicht schlimm, dass du eine Pro-und-Kontra-Liste gemacht hast. Ich hatte mir das halt schon gedacht. Alle Männer machen das. Wahrscheinlich, weil ihr immer rational und nicht emotional entscheidet.« Sie blieben an einer Ampel stehen, an der Danziger Straße stauten sich die Autos zum Feierabendverkehr. Die Abgase vermischten sich mit dem Geruch von Räucherstäbchen, der aus einem dieser esoterischen Tuchläden heraus über den Bürgersteig waberte.

»Und nein«, fügte Cora hinzu. »Selbstverständlich glaube ich nicht, dass Leute Kinder machen, weil nichts im Fernsehen läuft.«

»Das war ja auch nur ein Beispiel. Bei 369 Kanälen ist doch immer was im Fernsehen.«

Die Ampel sprang auf Grün. Sie überquerten die Straße. Von Westen leuchtete die Sonne warm in ihre Gesichter.

»Rationale Entscheidungen sind ja manchmal auch ganz sinnvoll«, sagte Cora, als sie in einer weiteren Nebenstraße mit Cafés und Gehwegschäden den Straßenlärm hinter sich gelassen hatten. »Aber man kann doch nicht alles nur mit dem Kopf machen. Manche Dinge muss man einfach auch mal aus dem Bauch heraus entscheiden. Schon mal was vom Bauchhirn gehört?«

»Ja, ich glaub, da gab es mal einen Film aus den Fünfzigern. *Die Rache des Bauchhirns*, oder so. Mit Christopher Lee in der Hauptrolle.«

»Jaja, natürlich.« Cora wurde langsam ungeduldig. »Ob du

nun davon gehört hast oder nicht. Es gibt ein Bauchhirn, und das hat einen großen Anteil an den Entscheidungen, die wir täglich treffen. Ja, auch du hast eines.«

»Mein Bauchhirn hilft mir höchstens bei der Entscheidung, ob ich Döner mit Lamm oder mit Huhn esse.«

»Stephan, bitte keine doofen Witze.«

»Ich wollte überhaupt keine Witze machen. Ich wollte dir nur vorlesen, welche Gedanken ich mir gemacht habe. *Du* hast dich doch darüber lustig gemacht.«

Cora atmete tief durch. »Okay, okay, dann lass uns in Ruhe hinsetzen, und du trägst mir deine Gedanken vor. Und keiner macht sich über keinen lustig.«

Sie hatten den Helmholtzplatz erreicht. Die Leute saßen dichtgedrängt vor den Cafés, die Gesichter wie Blumen in Richtung der untergehenden Sonne gewandt, im Glas das Feierabendbier. Sie überquerten die Straße und betraten den Park, Kies knirschte leise unter ihren Sohlen, und vom eingezäunten Sportplatz drang Kindergeschrei. Gespielt wurde Fußball, Eltern und Kinder, Väter und Söhne liefen durcheinander, und die Freude rann ihnen wie Schweißperlen über das Gesicht.

Cora und Stephan setzten sich auf die Steinwand.

»Also, lass hören«, meinte Cora. Irgendwie merkte man ihr den Stress der Arbeit noch an, trotz Rose. Stephan entfaltete sein Blatt Papier.

»So. Ich hab mir also überlegt, was für ein Baby spricht und was dagegen.«

Cora besah sich den Zettel von der Seite. »Und was ist das hier?« Sie zeigte auf eine Zeichnung rechts neben den Nachteile.

»Ach, das ist nichts.«

»Nun sag schon. Sieht aus wie Kartoffelbrei mit Spinat.«

»Das ist unser Baby!«, platzte Stephan heraus. »Äh. Das ist *ein* Baby. Hab ich gezeichnet beim Nachdenken.«

Cora lachte kurz und kehlig. Es klang wie ein Specht. Doch dann fuhr sie durch seine Haare und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Ich finde es süß, wenn du Babys zeichnest. Auch wenn sie aussehen wie Kartoffelbrei.«

Stephan brummte kurz und las vor: »Also. Ich verlese zunächst die Nachteile. Gegen ein Baby spricht Folgendes: Man hat weniger Zeit für sich. Das soll auch heißen, *wir* haben weniger Zeit für *uns*. Es kommen neue Ausgaben auf uns zu, gleichzeitig verdienen wir weniger, weil ja einer zu Hause bleiben muss. Das heißt, der Lebensstandard sinkt. Weiter: Man weiß nicht, wie es wird. Man weiß nicht einmal, ob das Baby gesund wird. Von Downsyndrom über offener Rücken bis Herzklappenfehler ist vieles möglich. Ich hab mich da mal erkundigt. Es könnte auch ein Schreibaby werden, und wir kriegen das komplette erste Jahr kein Auge zu. Oder wir zerstreiten uns völlig und trennen uns, bevor das Baby krabbeln kann. Das hat es alles schon gegeben.« Stephan hielt kurz inne. »Hörst du mir zu?«

»Mhm.«

»Weiter geht's damit, dass man mehr Stress hat. Mit dem unbeschwerten Leben ist es dann vorbei. Man muss bei allem, was man tut, das Kind mit berücksichtigen. Auch spontane Urlaube sind nicht mehr drin. Dazu kommt, dass man mehr Sorgen hat. Eltern machen sich doch ständig Sorgen, ob das Kind warm genug angezogen ist. Oder *zu* warm. Ob es genug zu essen hat, woher das Geld für die Ausbildung kommen soll und überhaupt. Außerdem kommt man ständig in Kontakt mit Körperflüssigkeiten, und man sieht seine Familie häufiger. Also *deine* Familie.«

Jetzt konnte Cora sich nicht mehr zurückhalten. »Stephan, du willst im Leben immer nur Spaß haben. Aber so funktioniert das nicht. Wenn du die guten Dinge haben willst, dann musst du auch die schlechten hinnehmen!«